

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

146 (25.6.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 26

Philipp Reclam 125 Jahre

Zum 28. Juni

Von Hanns Martin Eister

Die deutsche Bildung ist undenkbar ohne den Namen Reclam. Das Gedenken an den Geburtstag ihres Gründers Philipp Reclam wendet den Blick zurück auf das Entstehen und Wirken der Firma. Vor hundert Jahren hatte die Biedermeierzeit, unter der Herrschaft der Reaktion, Metternichs, der Zensur, der Erschlaffung, die hohen Ideale der Befreiungskriege zwar noch nicht vergessen, aber zu ästhetischem Teebeiwerk verblüht. Allein in Leipzig hielten sich einige kampfkraftige Geister, weil die sächsische Regierung trotz ihrer sonstigen Schärfe hier wegen der Steuervorteile aus dem ortsanfässigen Buchhandel milder verfuhr. Diese freien Geister Leipzigs versammelten sich damals in dem „Literarischen Museum“ in der Grimmaischen Straße, einer Art Bücherstube, wo man englische, italienische, französische, die meisten deutschen Zeitungen und Zeitschriften täglich lesen, eine große Bibliothek von 70 000 Bänden benutzen und politisieren konnte; ein angegliederter kleiner Verlag gab Publikationsmöglichkeiten. Dies „Literarische Museum“ kaufte der einundzwanzigjährige Buchhändlersohn Antoine Philipp Reclam und gründete von hier aus seine Firma Philipp Reclam jun.

Die Reclams stammen aus einem Dorfe der französischen Alpen, waren 1533 nach Genf gekommen und hier als Calvinisten Bürger geworden. Einer aus diesem Geschlecht wanderte als Goldschmied und Juwelier über Irland, Dublin, nach Bremen; dieser Balthasar wurde der Stammvater der deutschen Reclams. Sein Sohn Jean und sein Enkel Jean Francois, wieder Goldschmiede, fertigten Geschenkdosen für König Friedrich II. Ein anderer Enkel, Charles Harry, wurde Buchhändler, gründete 1802 sein eigenes Geschäft in Leipzig, heiratete die Tochter des berühmten Braunschweiger Verlegers Campe. Unter seinen acht Kindern ward der am 28. Juni 1807 geborene und beruflich in Braunschweig bei Vieweg ausgebildete Antoine Philipp der Gründer des Hauses.

Im Jahre 1837 gehörte die Arbeit Antoine Philipps fast ausschließlich dem Geist der Zeit: Stammschriften gegen die Reaktion wurden auf den Markt gebracht, ohne Autornamen, so daß der Name Reclam allein die politische Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Erfolg war Antoine Philipp sofort treu: sein Verlag erstarkte, er konnte 1837, kurz vor seiner Eheschließung mit der Schweizerin Susanne Augusta Baumann, die ihm den einzigen Sohn und Erben Hans Heinrich schenkte, das Literarische Museum verkaufen und eine eigene Buchdruckerei erwerben. Nun war er imstande, seine eigentliche Verlagsidee durchzuführen: Dienst am Volke durch Verbreitung von Massenaufgaben. Die Bibel, französische, englische, lateinische Wörterbücher, Klavierauszüge u. a. m. erschienen. Dazu der erste Klassiker „Shakespeares Werke“ für 4,50 RM. nach heutigem Gelde, auch damals unerhört billig, aufsehenerregend, erfolgreich. Shakespeare wurde zuerst gewälzt, weil Goethe, Schiller, Lessing noch privilegiertes Monopoleigentum der Originalverleger waren. Erst am 1. November 1867 fielen die Privilegien der Klassikerverleger. Damit war die Bahn frei, daß der inzwischen zum Sechziger gewordene Gründer der Firma nun an

sein eigentliches Lebenswerk gehen konnte: an die Universalbibliothek.

Alle Deutschen wachsen seit 1870 mit ihr auf und dankten ihr den besten Teil ihrer Bildung. Sie entstand aus der Klarsicht und Energie eines Mannes. Er sah, was dem Bildungshunger der Menge, insbesondere der bürgerlichen Schichten, die sonst nur zur Leihbibliothek ging, fehlte: das billige Buch aus der gesamten deutschen und fremden Literatur. Die mit Shakespeare, Schiller, Lessing gemachten Erfahrungen wiesen den Weg. Der Grundsatz, nur in sich abgeschlossene, vollständige Werke herauszugeben, wurde für die Hefen in rötlichem Umschlag, einfachstem Druck und Papier angenommen. Jeder Monat sollte eine größere Zahl Hefen bringen, das Heft (oder die Nummer) für zwei Groschen. Mit Goethes Faust als Heft 1 begann die Reihe im November 1867 ihr Erscheinen: die ersten 35 Nummern begründeten sofort den Erfolg. Was erwartet wurde, trat ein: Hunderttausende neuer Leser und Käufer wurden gefunden, erzogen, festgehalten. Bis in den Weltkrieg hinein wurden jeden Monat zehn neue Nummern geschaffen. Jetzt sind es über 7500 Nummern. Und wer den Katalog Reclams durchschaut, sieht, daß das Versprechen einer Universalbibliothek für das Volk gehalten wurde. Glaubte Philipp Reclam, dem seit 1862 der Sohn Hans Heinrich nach den Ausbildungsjahren in Deutschland, der Schweiz, Belgien zur Seite getreten war und der bis 1890 an seiner Stelle wirkte, zuerst nur mit klassischem, belletristischem Gut auszukommen, so sah er bald, daß auch das Vergessene, das Ausländische, das Bildungsbuch, die Wissenschaften berücksichtigt werden mußten. Gesundes Urteil, geschulter Geschmack leiteten die Auswahl, die alles Unsaubere und nur Experimentelle vermied. Zur Dichtung und Unterhaltung traten Philosophie, Naturwissenschaften, Historie, Biographie, Dramatik, Religion, Pädagogik, Reisebeschreibungen, Staats- und Sozialwissenschaften, Wörterbücher, Sport und Spiel, wenigleich der Grundstock die Literatur der Welt blieb. Zeitweise war die Gefahr des Altmodischwerdens nicht ganz vermieden. Die Ausstattung ward seit 1882 holzfrei, handgebunden, im Druck besser. Die neue Zeit rief dann energisch nach Reformen. 1917 jenen beiden Söhnen, den Enkeln Philipps, Dr. Ernst und Hans Emil, die heute die Firma leiten, übergab, setzten die Reformen ein. Emile schuf einen neuen Umschlag, das Schriftbild wurde verbessert, die Einbände vermannigfaltigt. Das Programm wurde erweitert: außer kostspieligen Sonderleistungen wie der Gesamtausgabe von „Tausend und einer Nacht“, von Bachofens Werken wurde die lebende Literatur in wahrhaft vorbildlicher Weise herangezogen.

Die Universalbibliothek blieb nicht das einzige Unternehmen des alten Philipp Reclam. Den Grundstock seiner Verlagsarbeit, die Klassikerausgaben, pflegte er das ganze Jahrhundert hindurch. Sie wurden jetzt, als „Selios-Klassiker“, nachdem sie veraltet waren, heutigen Forderungen entsprechend erneuert. Dazu kamen seit 1883 die Zeitschriften „Reclams Universum“ und der „Bücherfreund“, sowie nach dem Weltkriege die Romanreihe „Junge Deutsche“ und das Handbuch des praktischen Wissens. Die organische Schaffenskraft Philipps Reclams, der bis an die Schwelle unserer Zeit sein Werk blühen sah, wirkt auch heute Segen spendend weiter.

„Wenn die Götter wiederkehren“

Mit dem Haupt, dem Hörnerkämpfer,
Nicht den Takt der große Pan;
Langsam kommt die Zeit heran,
Wo die Götter wiederkehren.

Diese längst vergessene Strophe eines jener Dichter, die nach kurzer Volkstümlichkeit, um die Jahrhundertwende und einige Jahre noch genossen, in den Dekus der Vergessenheit gesunken sind, ohne mehr zu hinterlassen als flüchtige Nachklänge von der Art, wie sie bei ganz anderswertigen Gegenständen oder Anlässen bemerkbar werden können, um alsbald wie ein Spiel von Licht und Schatten zu zerrinnen — sie taucht auf, diese Strophe, hervorgerufen von dem ersten Eindruck, den ein englischer Roman erweckt: „Die gefiederte Schlange“ von D. H. Lawrence (deutsch im Insel-Verlag, Leipzig). Dieser Roman schildert eine nationale Erhebung in Mexiko, eine Revolution kulturpolitischen, religiösen Charakters, die sich gegen die von Europa gekommene, durch den amerikanischen Imperialismus vertretene Mechanisierung und auch gegen das Christentum wendet, da es mit dieser Mechanisierung paktiert, und an Stelle dieser landfremden Mächte die Götter der Azteken, Quezalcoatl und Huixtilopochtli, wieder zu ihren alten Ehren bringen will.

Diese Bewegung, von einer geistigen Obersicht ausgehend, ergreift gleichwohl die in den Nachkommen der Ureinwohner noch lebendige, wenn auch mehr oder minder unbewußte Verwurzelung im bodenständigen Mythos, und der Dichter schildert, wie die herrschenden Gewalten vergeblich, selbst mit verübtem Mord vergeblich die Wiederkehr der alten Götter aufzuheben suchen. Von dem gewaltigen Romanwerk des deutschen Eduard Stucken abgesehen, dessen „Weiße Götter“ die Natur- und Geisteswelt des von Cortez vernichteten Aztekenreiches in einzigartiger Weise heraufbeschworen haben, gibt es keine europäische Dichtung, die so tief wie diese „Gefiederte Schlange“ in die Geheimnisse dieser erotischen Mythologie, in die „Höllener“ Weltanschauung erdringt. Die mit ihr verbundenen Vorstellungen und Gefühlshalte, Gedankenreihen und Empfindungsreihen treten dem Lesenden in einer Unmittelbarkeit von unabweislicher Farbenpracht und Bewegungsfülle entgegen, so daß er sich ihnen nicht entziehen kann.

Dennoch geht es Lawrence nicht um dies, nicht um die Darstellung einer erotischen Kulturrevolution in erster Linie. Inmitten ihrer Ergebnisse, die abenteuerlich und wechselreich genug sind, um einen Roman voller handlungsmäßiger Spannungen auszumachen, steht eine europäische Frau, und in ihr und in ihrem Schicksal spielt sich ab, worauf es dem Dichter ankommt. Es kommt ihm darauf an, dem Geist den Willen, dem Bewußten das Unbewußte, der Zivilisation das Primitiv, der heutigen Welt gleichsam die Urwelt gegenüberzustellen, so, wie sich dieser Kontrast im Innern eines Menschen auswirkt. Die Frau, von zwiesfacher Liebeserlebnis in zwei Ehen letztlich enttäuscht, wird angezogen von dem dämonischen Gros der Groten, wie sie ihn in den Führern der mexikanischen Revolution wittert. Parallel mit der Darstellung der äußeren Geschehnisse läuft die der inneren, des Wechsels der anziehenden und abstoßenden

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Luftverbesserung durch . . . Stallmist

In manchen Gegenden Österreichs, besonders in Vorarlberg, ist seit Jahrhunderten bei den Gartenbesitzern eine seltsame Sitte verbreitet. Man hängt dort während der Reisezeit des Obstes große Körbe mit gärendem Mist in die Baumkronen. Viele Touristen haben schon diesen etwas unappetitlichen Brauch beobachtet, ohne allerdings von den Bauern eine ausreichende Erklärung dafür erhalten zu haben. Nun macht H. Kasperer auf eine bis jetzt viel zu wenig gewürdigte Eigenschaft des Stallmistes aufmerksam, und durch diesen Hinweis dürfte auch die oben genannte Sitte eine Begründung erhalten. Der Stallmist liefert dem Boden nämlich nicht nur die fehlenden Nährsalze für die Pflanzen, sondern der Naturdünger verbessert auch die Luft. Maßgebend hierfür ist natürlich nicht unsere Nase, sondern die Bedürfnisse der Pflanzen. Da diese zwar die Salze aus dem Boden, dagegen den gesamten Kohlenstoff aus der Luft holen, ist der Kohlenstoffgehalt der Luft von ausschlaggebender Bedeutung für das Wachstum der Pflanzen. In kohlenstoffreicher Atmosphäre geht die Pflanze zugrunde, da ihr der Kohlenstoff als wichtigstes Baumaterial fehlt. Umgekehrt haben neuere Versuche wahrscheinlich gemacht, daß Pflanzen in einer mit Kohlenstoff angereicherten Atmosphäre kräftiger werden. Der Stallmist beschickt nun die Luft andau-

ernd mit Kohlenstoff, die in dem Mist durch die Tätigkeit der Gärungsbakterien entsteht: die Luft wird durch den sich zersetzenden Mist gebüngt.

Das Neueste vom Schlaf

Das Schlafbedürfnis entsteht bekanntlich dadurch, daß Ermüdungsstoffe sich im Blute ansammeln und schließlich den Schlaf herbeiführen. Wie allerdings diese Wirkung im einzelnen zustande kommt, darüber war man sich bisher noch keineswegs einig. Untersuchungen der letzten Zeit führten nun beim Studium der Kopfgrippe — die bekanntlich zu einer lang anhaltenden Schlafsucht führt —, eine bestimmte Stelle im Gehirn zu finden, die bei der Grippe durch Einwirkung von bakteriellen Zerfallsprodukten angegriffen wird und dadurch die Schlafsucht herbeiführt. Man glaubt damit das lange gesuchte „Schlafzentrum“ gefunden zu haben — es liegt übrigens ganz in der Nähe anderer, lebenswichtiger Zentren, z. B. des Temperatur- und Stoffwechselzentrums. Wahrscheinlich übt nun das Schlafzentrum auch auf die benachbarten Zentren seinen Einfluß aus, indem es sie zur Wach- oder Schlaflosigkeit anregt. Die Erkenntnis dieser Tatsache ist ungemein wichtig, hilft sie doch die in vielfacher Beziehung noch wenig bekannten Vorgänge beim Schlaf besser zu erklären, so daß es jetzt leichter sein wird, in den krankhaften Ablauf dieser Vorgänge (Schlaflosigkeit usw.) einzugreifen, und sie noch wirksamer als bisher zu bekämpfen.

Neuaufbau der Provinzbühnen?

Soweit bis heute Stützstätten von den meisten deutschen Bühnen auch außerhalb der Reichshauptstadt vorliegen, scheint fast überall eine Fortführung der Spielzeitdauer und des Spielcharakters auf der gleichen Höhe wie im Vorjahr gesichert, selbst wo man sich — z. B. im Rheinland oder in Thüringen — auf die Idee des Gemeinschaftstheaters als Notlösung für die nächste Saison umzustellen beginnt, wird sich kaum an der bisherigen Repertoiregestaltung Wesentliches ändern. Soweit wären wir also immerhin trotz der wirtschaftlichen Depression, die mitunter im letzten Jahr eine Ausgabenlenkung von 40 Prozent und mehr bedingte. Aber gerade jetzt müßte eindringlicher denn je dem Alarmruf aller Provinzbühnen: „Wir wollen leben, nicht bloß existieren!“ Gehört geschickt werden, und zwar desto mehr, da in diesen Tagen auch angesehenere Schriftsteller sich zu seinem Sprachrohr gemacht haben.

Der tiefere Sinn dieser Forderung, so selbstverständlich und bekannt sie klingen mag, ist nicht sofort zu erraten. Natürlich soll es zunächst auch wieder einmal ein Protest gegen vorzeitigen Abbau sein, wichtiger ist aber jedenfalls, daß sämtliche an dieser Rundfrage der „Blätter des Deutschen Landes-theaters“ beteiligten Autoren in dem Kampfruf übereinstimmen, es gehe fortan um die geistige Selbstbehauptung, und die Provinz — übrigens durchaus nicht in herabsetzendem Sinn gemeint — müsse endlich sich energisch gegen die sekundäre Rolle wehren, die ihr zumal von Berlin immer noch zugemutet werde. Die Theater draußen sollen und wollen also nicht länger bequeme Ablagerungsstätten von dort gelieferter Dramenware sein, sie verzichten auf solche Halbbedingtheit und stärken ihre Front gegen jene Berliner Experimentierlust, die manchen von ihnen nur heillosen Spielplan- und Betriebswirtschaft besichert hat und obendrein ihre Eigenart als künstlerischer Zentralpunkt einer regional begrenzten Kultur arg verkümmern ließ.

Momente in den Beziehungen der Frau Kate Leslie zu General Piedra, Don Cipriano, dem neuen Quixilopochtli.

Es kennzeichnet die Einstellung von Lawrence, daß er trotz aller Gegenwehr des Europäischen in der weißen Frau das Liebesbedürfnis, von dem sie durchdrungen ist, dem aztekischen Naturdämon unterlegen läßt, daß sie den mexikanischen General heiratet und bei ihm bleibt. Denn für diesen Dichter ist Liebe eine Sache des Unbewußten, ein mystischer Vorgang, der den einzelnen in den Fann der Urgewalten zieht. Wenn Kate Leslie nach Mexiko gekommen ist, in der mehr oder minder dunkel empfundenen Absicht, die noch nicht erlebte Erfüllung ihres Daseins, die Kundung ihres Ich — denn darum geht es den Menschen von Lawrence zumeist — hier zu finden, so hat sie der Dichter einfach hierher geschickt, daß in ihrer Gestalt der Kampf sichtbar werde, der Gegenjag zwischen gesellschaftlicher Tradition, deren Wirkungen sich ja bis ins innerste Leben erstrecken, und der unverfälschten Gewalt jener Instinkte, deren Macht vorzeiten sich in den Gestalten der Götter gespiegelt hat.

David Herbert Lawrence ist vor zwei Jahren als Verbannter in Nizza gestorben, vierundvierzig Jahre alt, an der Schwindsucht. In seiner Heimat war er, der sich vom Bergmannssohn über ein kümmerliches Volksschullehrerbüro zum Schriftsteller von europäischem Rang entwickelt hatte, nahezu geachtet. Sein auch deutsch erscheinender Roman „Der Regenbogen“ ist in England „als obzön“ unterdrückt worden, aber das hat ihm auch nichts genützt. Ein späterer, im Ausland gedruckter Roman „Lady Chatterleys Lovers“ wurde in den englischen Zensuren beschlagnahmt, ein lyrischer Manuskriptband auf der Post. Ein Jahr vor seinem Tode hatte er in London eigene Gemälde ausgestellt — worauf die Polizei eine größere Zahl dieser Bilder beschlagnahmte, weil unbekleidete Menschen darauf zu sehen waren. Im Verlauf des Prozesses erhielt Lawrence die Bilder zurück gegen das Versprechen, sie nie wieder in England auszustellen. Sein Geschick ist freilich nur dasjenige sehr bekannter englischer Dichter. . . .

Wie ihnen wurde ihm das Leben zu dem eines Mannes ohne Heimat. Er reiste in Europa und Amerika, und das Mexiko, das er in der „Gefiederten Schlange“ so eindringlich beschreibt in seiner den Europäern befremdenden, ja beängstigenden Wildheit und gleichsam gewitterschwangeren Dampfbild, seinem Leben auf dem Boden von Vulkanen, die jeden Augenblick ausbrechen können, hat er mit eigenen Sinnen erlebt. „Meine Seele“, hat er einmal gesagt, „ist ein dunkler Wald, mein bekanntes Selbst wird niemals mehr sein als eine kleine Nüchternheit in dem Wald; Götter, seltsame Götter kommen aus dem Wald in die Richtung meines bekannten Selbst und gehen dann wieder zurück.“

Obwohl er, in seinen Begehrnissen, der primitiven Lebensordnung, besser gesagt, den Dämonen des Blutes gegenüber den Geistes der Selbstkontrolle, der bewußten Daseinsbeherrschung Recht gibt, leugnet er keinen Augenblick die Hoffnungslosigkeit der dunklen Rassen und damit auch der in seinem Roman siegreichen Revolution und läßt seine seltsame Heldin in dem Augenblick ihrer Kapitulation vor den Mexikanern zu sich selbst sagen: „Welche Betrügerin bin ich. Ich weiß doch, daß ich sie nicht will. Ich will mich für mich. Aber ich kann sie irreführen, daß sie es nicht merken.“ So ist es. Quehalkoak und Quixilopochtli kehren wieder — aber nur für kurze Zeit. Dann gehen sie wieder zurück. Denn ihre Gläubigen gehören als dunkle Rasse „einem vergangenen Zyklus der Menschheit an“, und mit ihnen die Erlebniskräfte, die diese in jenen verkörpert hat.

W I I S C H E I E R.

Zweifellos wird niemand die Richtigkeit dieses Postulats bestreiten können, und vorab sollten nun die verantwortlichen Intendanten dem gemeinsamen Tenor all dieser Erklärungen, die über die chorischen Welgen hinaus durch den Namen des einen oder anderen Prominenten (u. a. Heinrich Mann) noch besonderen Nachdruck erhalten, in der Praxis Rechnung tragen. Denn auf jeden Fall wird damit das Theaterproblem von einer ganz bestimmten und zumindest vernünftigeren Seite angefaßt, als man bislang fürchte, und wenn schon Groß- und Kleinstadt oder für unseren Fall besser: „Berlin und die Provinz“ nicht immer Gegenläufe zu sein brauchen, so besteht gleichwohl zu Recht die harte Wahrheit, daß Provinzwünsche oft zu sehr auf Kosten der reichshauptstädtischen Produktion vernachlässigt werden, nicht zuletzt auch, weil es den Einzelbühnen am nötigen Müßigkeit fehlt. Dabei besagt eine Statistik, daß die deutschen Orte außerhalb Berlins weit mehr Theaterplätze besitzen und eigentlich — entgegen französischen Verhältnissen z. B. — viel eher imstande sind, ihrerseits auf Berlin einen Einfluß zu gewinnen.

Doch um solche Übersteigerung der These ins Absurde, die ja doch nur eine Antithese erzeugen würde, geht es keineswegs. Berlin mag auch künftighin seine Theaterverhältnisse ins Reine bringen, wie es ihm beliebt, unsrer Sorge gilt allein die Frage, auf welcher Grundlage eigentlich ein zeitgemäßes urbanisiertes Kulturtheater und somit zugleich ein dem Konsumationsbedürfnis seines Bezirkes angepaßtes Kunstinstitut zu basieren habe. Betrachten wir dazu ein Gebiet der Oper, so wird sich allerdings immer eine gewisse Gleichheit sämtlicher deutscher Spielpläne zwangsläufig ergeben; denn die Zahl der zur Weltliteratur zählenden Werke, die stetig wiederkehren, ist eben recht beschränkt, und es kann höchstens zu einem Unterschied der Art kommen, daß man in der Auswahl sich stärker nach den vorhandenen Kräften richtet und diese nicht an unerwünschter Stelle einsetzt. Wer etwa über kein Mozart-Ensemble verfügt, mußte daher die Reizmomente seines Repertoires bei anderen suchen, ebensowenig ist es nötig, daß im kommenden

Geheimnisse der Nase

Von Univ.-Prof. Dr. W. Conrad

Unter allen Sinnen spielt im Leben des Menschen der Geruchssinn nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle, wenigstens bei den Angehörigen der zivilisierten Rassen. Der primitive Mensch allerdings ist von seiner mehr oder weniger guten Nase schon stärker abhängig, und viele Tiere, z. B. der Hund, sind auf ihr Geruchsvermögen ja befangen in einem so hohen Maße angewiesen, daß für sie der Verlust der „Nase“ einen geringeren Einbuße bedeutet, als der Verlust der „Augen“. Man unterscheidet daher geradezu zwischen „Nasen“ und „Augen“-Tieren und rechnet zweifellos mit Recht den Menschen zu den letzteren. Immerhin ist die Empfindlichkeit der menschlichen Nase gegen bestimmte Gerüche noch recht respektabel. Der berühmte Chemiker Prof. Emil Fischer und andere haben sich mit der Frage beschäftigt, wie klein die Mengen sind, die ein normaler Mensch noch eben durch den Geruch feststellen könnte. Diese Mengen stellen sich erstaunlicherweise als nicht größer heraus, als diejenigen, welche wir noch mit unbewaffnetem Auge wahrnehmen können, wenn wir z. B. an einem winzigen Tröpfchen nach feststellen, daß es einen besonders ausgeprägten Farbstoff in überhaup nicht mehr wägbaren Spuren enthält.

Natürlich hat sich die Chemie mit der Frage nach den Zusammenhängen zwischen der Natur der Stoffe und ihrem Geruch sehr eingehend beschäftigt — aber sehr weit sind wir in diesem Punkte vorläufig noch nicht gekommen. Wir wissen nämlich zur Zeit über den chemischen Vorgang, der sich beim „Riechen“ in der Nase abspielt, noch so gut wie gar nichts! Es kommt hinzu, daß man sehr leicht geneigt ist, Geruch und Geschmack miteinander zu verwechseln; so pflegen wir vom „Wohlgeschmack“ des Apfels zu reden, während in Wirklichkeit niemand imstande ist, bei geschlossenen Augen und zugehaltener Nase zu unterscheiden, ob er in einen Grafenstein oder ob er in eine — Kartoffel beißt. Wir wissen nicht viel mehr, als daß wir überhaupt nur solche Stoffe „riechen“ können, die sich gasförmig in der Luft zu verbreiten vermögen; und während wir für die Farben außerordentlich feine, zuverlässige und zweckmäßige Mittel haben, um ihre Zusammenlegung mit Hilfe eines physikalischen Instruments, des „Spektroskops“, genau zu ermitteln, fehlt uns vorläufig jeglicher Anhalt, etwas Entsprechendes bei den Gerüchen zu erreichen.

Wir wissen z. B. nicht, warum etwa die Blausäure und das Pittermandelöl, zwei Stoffe, die chemisch völlig verschieden sind, dennoch fast genau den gleichen Geruch haben. Dagegen verstehen wir z. B. recht gut, daß der Zinnobder und der Farbstoff der Pelargonie, so sehr sie auch chemisch verschieden sein mögen, trotzdem auf das „feuerrot“ bezeichnen. Wegen der vielen Unklarheiten auf diesem Gebiet ist es auch für die Riechstoffchemiker gar nicht leicht, einen natürlichen Pflanzenstoff oder etwa das Aroma von geröstetem Kaffee künstlich herbeizubringen. Bei der Butter ist das erst in allerletzter Zeit einigermaßen gelungen und man hat zur großen Überraschung der Chemiker festgestellt, daß ein ganz einfacher Stoff (das „Diacebyl“) der Träger des Butteraromas ist. Allerdings sind gerade in den letzten Jahren auf dem Gebiet der künstlichen Riechstoffe so große Fortschritte gemacht worden, daß man fast schon von einer Überproduktion reden kann; und es erscheint gar nicht ausgeschlossen, daß die menschliche Nase durch die immer höher gesteigerte Qualität und die große Verbreitung der „Wohlgerüche“, Parfüms, gewissermaßen empfindlicher geworden ist. Deutschland ist noch immer dasjenige Land, welches auf diesem Forschungsgebiet an der Spitze marschiert; leider erlaubt es aber unser Klima nicht, in der Erzeugung der natürlichen Wohlgerüche mit begünstigteren Gegenden, namentlich mit Südf Frankreich, in gleicher Weise Schritt zu halten.

Winter nun auch kleine Bühnen in einträchtiger Paradedstellung wegen des fälligen Wagner-Jubiläums mit den ganz großen Konkurrenzern wollen. Hier dürfte jeweils nur die eigene künstlerische Aktionsfähigkeit entscheiden, nie aber die Anstöße, es einfach den anderen nachzumachen. Einer der Befragten sagt mit Recht: „Den Spielplan Berlins nachspielen kann jeder“, doch ist das gewiß kein Weg, der Eigenentwicklungen herausarbeitet und der einem Theater die geistige Lebendigkeit einer Stadt aufbringt, als wäre es ihr Geruch. Und wer darauf sein ganzes Bestreben abstellt, der würde außerdem erst recht die Theaterbesucher „draußen im Land“ zu Provinzialen kempeln.

Vieleitiger und unabhängiger ist es indessen schon möglich gegenüber dem allgemein verbindlichen Opernstil, den Gesamt-komplex des Norddramas individuell zu gestalten, hier erwächst auch mittleren Bühnen die schöne Aufgabe und doppelte Pflicht, junge Talente zu erziehen und zu fördern. Daß sie es für neue Opern nur noch selten tun können, ist in einer Zeit, wo sie auf der Ausgaben Seite so gründlich beschnitten wurden, leider begreiflich, doch bei aller noch so vorsichtigen Finanzgebarung muß dafür wenigstens das Schauspiel sich auch einmal für einen unversuchten Autor einsetzen. Die verhältnismäßig geringen Opfer können sich auch gegenwärtig, genau wie sie von jeher in der Geschichte des deutschen Theaters gerade den Kleinbühnen höchsten Ruhm eingebracht haben. Es dünkt sogar das wirksamste Mittel, um die geistige Betorndung Berlins loszumachen, um allen Anfeindungen zum Trotz die Notwendigkeit der Provinztheater zu manifestieren, nicht als Amüsteritäten und Geschäftsunternehmen für in Berlin vorgelegte und auf Konsumvermögen gefüllte Waren, sondern als eigenbewußte und nur der Kunstqualität dienende Institute.

Zumal heute, wo man an allen Ecken und Enden nur von Abbau, Umbau und Umgruppierung hört, erfordert der Notstand Vorkehrungen für morgen und schließlich zumindest von Seiten der Provinztheater eine aktive Mitarbeit, vielleicht sogar die rettende Tat zum Neuaufbau, nicht aus.

Dans Schön.

Ganz vor kurzem scheint uns aber doch ein gewisser Fortschritt in der wissenschaftlichen Erforschung unseres Geruchempfindens gemacht worden zu sein, indem Prof. v. Hornbostel in Berlin es gelungen ist, deutliche Beziehungen zwischen Geruchssinn, Gesichtssinn und Toninn aufzufinden.

Wenn wir von einer Farbe sagen, sie sei rot, gelb oder blau, so ist damit durchaus nicht alles erschöpft, was für uns in der betreffenden Sinnesempfindung steckt. Denn wir haben ja nicht nur die eine Empfindung „rot“, sondern wir unterscheiden zwischen hellerem und dunklerem Rot. Das dunklere Rot enthält außer der reinen Rotempfindung auch noch die Empfindung „grau“ und zur vollkommenen Beschreibung eines Farbtons gehört daher, wie namentlich der berühmte Leipziger Chemiker Wilhelm Ostwald gezeigt hat, nicht nur die eigentliche Farbe, sondern auch sein sogenannter Grauehalt. Wir können eine Stufenleiter von Grautönen aufstellen, die von Graufala und jedem beliebigen Farbton, sei er blau, gelb oder rot, eine bestimmte Graustufe zuordnet. Es ist also die Graustufe etwas, das für sämtliche Farben gleichmäßig Geltung hat. Ganz entsprechend unterscheiden wir die hörbaren Töne nicht nur nach ihrem Klang, der für jedes Instrument, für die menschliche Stimme, für die Orgel oder für die Flöte ganz verschieden ist, sondern auch nach Höhe und Tiefe — das sind aber im Grunde dieselben Empfindungen, wie Helligkeit und Dunkelheit, man denke nur an den „hellen“ Sopran und an den „dunklen“ fatten Alt.

Es gibt — sogar beim Tastsinn — eine ganz ähnliche Einteilung, nämlich kalt und warm. Wir sprechen, ohne uns etwas dabei zu denken, von „warmen“ und „kalten“ Tönen — und zwar sowohl von warmen Farbtonen, als auch von warmen Klängen. Wir haben also, anders ausgedrückt, die Empfindung „warm“, wenn wir die Hand an den Ofen legen, wenn unser Blick auf purpurrote Seide fällt und wenn wir den Klang der Bratsche oder des Cellos hören. Wir empfinden, als „kalt“ nicht nur den winterlichen Schnee, sondern auch den hellblauen Anstrich einer Wand (weshalb schon Goethe empfohlen hat, nur solche Räume, in denen feierliche Gesellschaften stattfinden, hellblau zu malen). Aber auch beim Schmecken der Trompete haben wir, wenn man auch meist von „kalten“ Klängen redet, einen ganz entgegengesetzten Eindruck, als wenn das gleiche musikalische Motiv um eine Oktave tiefer auf der Posaune vorgetragen wird.

v. Hornbostel ist es nun gelungen, diese Gegenläufe von hell — dunkel, kalt — warm, auch bei den Gerüchen festzustellen, und zwar ging er dabei in der folgenden, sehr eindrucksvollen Weise vor. Er ließ etwa die Versuchsperson an einer bestimmten Substanz riechen und nun dafür ein bestimmtes Grau ausfinden, das von allen Graustufen am besten dafür zu passen schien. Andererseits ließ er zu dem betreffenden Geruch denjenigen Ton auf dem Klavier herausfinden, der nach seiner „Helligkeit“ am besten damit zusammenstimmt. Wurde nun zuletzt zu diesem Ton das zugehörige Grau aufgeführt, so fand sich, daß es merkwürdigerweise daselbe war, das vorher zu dem fraglichen Geruch als das am besten entsprechende bezeichnet worden war.

Das merkwürdigste Ergebnis besteht aber in folgendem: Nachdem auf diese Weise ein deutlicher Zusammenhang zwischen Farben und Gerüchen festgestellt ist, eben was ihre „Helligkeit“ oder „Dunkelheit“ anlangt, ging Hornbostel dazu über, den Geruch von chemisch nahe verwandten, aber verschiedenfarbigen Stoffen miteinander zu vergleichen; und dabei stellte sich in den meisten Fällen heraus, daß die dunkleren, also die tieferfarbigen Stoffe, auch als die dunkler riechenden bezeichnet wurden. Dies letzte Ergebnis ist für den Chemiker vielleicht das interessanteste, denn da, wie oben gesagt, der Zusammenhang zwischen Farbe und chemischer Natur in vielen Fällen bereits deutlicher bekannt ist, so würde sich hier ein Angriffspunkt darbieten, von dem aus man an den Zusammenhang zwischen Geruch und chemischer Natur näher herankommen könnte. Man darf also auf die weitere Entwicklung dieser interessanten Arbeiten einigermaßen gespannt sein.

Meyers Reisebücher: Kopenhagen und Umgebung, Insel Bornholm, Insel Man. Mit 1 Stadtplan, 4 Karten und 6 Grundrissen. Kl. 8°. Preis 2 M. Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig. — Kopenhagen gehört zu den schönsten Großstädten Europas. Wer diese Schönheit unter sicherer Führung genießen will, findet in dem vorliegenden neuesten Händchen von Meyers Reisebüchern den zweckmäßigsten und zuverlässigsten Ratgeber. Angefangen von den Zufahrtswegen mit Schiff, Eisenbahn und Flugzeug bis zum Stadtrundgang und der ausführlichen Museumsbeschreibung findet man alles, was man in einer fremden Stadt wissen möchte: Straßenbahn- und Autobuslinien, Gasthäuser und Vergnügungsorte, ja sogar eine dänische Speisekarte, eine Tabelle der im Eisenbahnverkehr vorfindenden Wörter und die Ausspracheregeln. Im letzten Teil des Büchleins wird die Umgebung eingehend beschrieben, vor allem die Badeorte der „Dänischen Riviera“, die königlich-luxuriösen Nordseebäder, die uralte Stadt Roskilde mit der Gusskirche der dänischen Könige, auch die Kreideinsel Mon, die Felseninsel Bornholm und die schwedischen Küstenstädte Malmö und Helsingborg mit dem Berggebirge Skallen. Ein ausgezeichnetes mehrfarbiges Stadtplan, mehrere Umgebungskarten und Grundrisse der Museen ergänzen den Text.

Deutsche Sammlung Deutscher Reichsgesetze. C. G. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München. — Umsatzsteuergesetz mit den Durchführungs- und Ausführungsbestimmungen, Erläuterungen und Sachregister von Dr. H. B. Koch, Reichsfinanzrat. 1926. Mit Nachtrag, Umsatzsteuerverordnung 1930 und Nachtrag nach dem Stande vom 15. Februar 1931. XII, 223, 58 und 18 S. H. 8°. Leinenband 7 M. 1. Nachtrag einzeln kart. 1,80 M. 2. Nachtrag einzeln 80 Hpf.